

Beiträge zum  
Widerstand 1933 –1945

**BERLIN**

**40**

PHILIPP FREIHERR VON BOESELAGER

## Der Widerstand in der Heeresgruppe Mitte

GEDENKSTÄTTE DEUTSCHER WIDERSTAND BERLIN

© Gedenkstätte Deutscher Widerstand  
Stauffenbergstraße 13/14, 1000 Berlin 30  
1. Auflage 1990  
Redaktion: Dr. Ekkehard Klaus  
Druckerei: Felgentreff & Goebel GmbH, 1000 Berlin 61  
ISSN – 0935-9702

Diese Broschüre wird unentgeltlich abgegeben und ist nicht zum Verkauf bestimmt

## Zu diesem Heft

„Insgesamt war im Stab der Heeresgruppe Mitte die stärkste Oppositionsgruppe konzentriert, die je bestanden hat. Dieses Ziel hat Tresckow mit seiner Personalpolitik von allem Anfang an verfolgt“, schreibt Peter Hoffmann in „Widerstand, Staatsstreich, Attentat“ (München, 3. Aufl., 1979, S. 332). Eine wichtige Rolle spielten in dieser Gruppe Philipp Freiherr von Boeselager, der als Ordonnanzoffizier des Oberbefehlshabers Generalfeldmarschall Günther von Kluge diesen „bei der Stange halten“ sollte (Hoffmann, S. 331), und sein Bruder Georg, der einen Reiterverband für die Heeresgruppe aufbaute. Mit diesen ihm persönlich ergebenen Reitern sollte Georg mit seinem Bruder nach Hitlers Tod am 20. Juli aus Rußland nach Berlin fliegen und das nationalsozialistische Regime stürzen helfen.

Es ist wenig bekannt, daß schon am 15. Juli 1944 – dem ursprünglich vorgesehenen Tage des Stauffenberg-Attentats – die ersten Truppen der Kavalleriebrigade Mitte aus der Front gelöst und heimlich nach Westen geführt wurden und daß am Nachmittag des 20. Juli, als die Nachricht vom Scheitern des Attentats eintraf, die Brüder Boeselager mit sechs Schwadronen schon einen Gewalttritt von zwei Tagen und Nächten und mehr als 200 Kilometern nach Westen hinter sich hatten. Großraum-Lastwagen standen bereit, um die „abgesessenen Kavalleristen“ zum Feldflugplatz zu bringen.

Nicht nur von dieser Episode, sondern auch vom Denk- und Lebensstil in der Widerstandsgruppe um Henning von Tresckow zeichnet Philipp Freiherr von Boeselager, der letzte überlebende Zeuge, ein packendes Bild. Aus eigenem Erleben stellt er manches richtig, was in der Memoirenliteratur (Schlabrendorff, Gersdorff) vom Hörensagen bekannt ist.

Von Bedeutung ist nicht zuletzt, wie Boeselager die Entwicklung seines eigenen Lebens und Denkens darstellt. Wie wurde aus dem obrigkeitstreuen Sproß des rheinischen grundbesitzenden Adels schließlich ein Sprengstoff-Schmuggler und Hochverräter? Welches waren seine prägenden Eindrücke in der Weimarer Republik, welche Schlüsselerlebnisse im Kriege öffneten ihm die Augen über seinen Obersten Befehlshaber? So wird der kurze Abriss, den Boeselager über die politische Entwicklung im Deutschland seiner Jugendzeit gibt, zugleich zum Spiegelbild seiner eigenen politischen Bewußtseinsbildung. Es steht stellvertretend für zahlreiche Offiziere einer damals schon der Vergangenheit angehörenden und zur Neige gehenden preußisch-deutschen Soldatentradition. Diese Offiziere waren gefährliche Waffen in der Hand des Landräubers Hitler, aber sie hatten auch das Zeug, unter dem Einfluß eines Tresckow, der die rechtsstaatlich-sittliche Tradition des Preußentums verkörperte, zu entschlossenen Widerstandskämpfern gegen die Gewaltherrschaft zu werden.

Ekkehard Klaus

## **Der Widerstand in der Heeresgruppe Mitte**

### **Tresckows Attentatspläne und die Rolle der Reiterbrigade Boeselager am 20. Juli 1944**

Ich bin gebeten worden, über meinen Weg zum 20. Juli zu berichten. Nicht weil ich einer der Hauptbeteiligten des Widerstandes gewesen wäre, sondern nur, weil ich einer der wenigen Überlebenden bin.

Ich rede ungern über diese Zeit. Einmal sind die Überlebenden einer Tragödie niemals deren Helden, und zum anderen war diese Zeit voller persönlicher Ängste, voller persönlicher Beschämung; eine Zeit der Trauer, des Abschiedes von vielen Vorstellungen über Deutschland, über Menschen. Eine Zeit entsetzlicher Verluste an Menschen, Freunden, Verwandten und Geschwistern. Eine Zeit der Entleerung aller moralischen und sittlichen Werte und Kräfte, auf die ich gebaut hatte, die mich lange getragen hatten. Eine Zeit schließlich, in der man täglich einsamer wurde und in der es für mich dann ganz am Ende als Regimentskommandeur nur noch darum ging, mit möglichst geringen Verlusten die Soldaten nach Hause zu bringen, denn es konnte nicht mehr darum gehen, Deutschland zu retten oder in seinen alten Grenzen zu erhalten. Eine Vorstellung, die für mich beinahe unerträglich war.

### **Persönlicher und politischer Werdegang**

Politisch waren meine Eltern im Weimarer Staate nicht zu Hause. Das Zentrum war zu spießig und die Deutschnationale Partei zu protestantisch. Es war noch nicht vergessen, daß wir Katholiken unter Bismarck als „Ultramontane“ (Romhörige) Bürger zweiter Klasse gewesen waren wie die Sozialdemokraten. Im Kulturkampf – das wissen heute nur noch die wenigsten – waren in Preußen alle katholischen Bischöfe entweder eingesperrt, oder zumindest war ihnen ihre bischöfliche Gewalt entzogen worden; ein Viertel der katholischen Pfarreien war ohne Pastor. Dies nicht, weil es – wie heute – keine Geistlichen gab, sondern weil es den Geistlichen nicht erlaubt war, die Pfarreien zu verwalten.

Sicherlich, unter Wilhelm II. war der Kulturkampf begraben worden, aber seine Wunden waren noch lange spürbar. Mein Großvater Salis, der als Beamter an der Regierung in Kassel an einer Fronleichnamsprozession teilgenommen hatte, wurde nach Königsberg strafversetzt, „damit man nicht von einem preußischen Beamten sagen könne, er fördere den katholischen Kultus.“

Beim Urgroßvater meiner Frau, dem Grafen Westphalen in Fürstenberg, waren alle Gutswagen dazu benutzt worden, sonntags die Dorfbewohner in die Kirche der Nachbarpfarrei Wünnenberg zu fahren, weil es in Fürstenberg keinen Pfarrer gab. Man fuhr nach Wünnenberg nicht etwa, weil man frommer war als heute und keine Mühe scheute, um sonntags in die Kirche zu gehen – nein, man wollte ganz ostentativ seine antipreußische Gesinnung dokumentieren.

So war man im Rheinland und in Westfalen aus den Kulturkampf-Erfahrungen heraus dem Staate gegenüber skeptisch eingestellt, und die Zeit war noch zu kurz gewesen, um sich mit Preußen wirklich zu versöhnen. Dies hatte für die Weimarer Zeit schlimme Folgen, da man auch diesem Staate zurückhaltend, ja mit äußerster Skepsis gegenüberstand.

Mit knapp 11 Jahren kam ich ins Internat nach Godesberg (Aloisius-Kolleg). Dort waren schon meine älteren Brüder. Der Rektor der Schule war ein hochdekorierter Offizier aus dem 1. Weltkrieg. Der Wahlspruch der Schule war: „Deo, Patriae, Vitae“, „Für Gott, fürs Vaterland, fürs Leben!“ Welche Schule würde sich diesen Wahlspruch heute wählen? Man lernte mehr Haltung als Wissen, obwohl es auch daran nicht fehlte. Man lernte jedenfalls das Wichtigste, das man auf der Schule lernen kann: Man lernte zu lernen.

Obendrein erwarb man Selbstdisziplin und den Glauben, daß man selbst verantwortlich für sein Tun war und nicht das soziale Milieu und nicht der oder jener. Nein, man selbst war verantwortlich, vor sich selbst und vor Gott. Rechtzeitig machten die Jesuiten uns skeptisch gegenüber dem Nationalsozialismus. Wir verglichen auf der Schule Worte und Taten. Trotz des Konkordates blieben wir skeptisch. Aus unserer Klasse wurde keiner ein überzeugter Nazi, und dabei war der nationale Aufbruch doch wirklich überzeugend und riß sonst die meisten mit.

Eines Tages war auf den Sockel des Schulgebäudes ein Aufruf geschmiert: „Raus mit den schwarzen Juden.“ Von da an solidarisierten sich selbst die Schüler mit der Schule, die bis dahin ihre Freunde nicht gewesen waren.

1933 gründete der Rektor der Schule ein internatseigenes „Jungvolk“, so hieß die Jugendorganisation der Hitlerjugend für Schüler unter 14, und für die Älteren gründete er den Jungstahlhelm. Mein Bruder Georg wurde Führer des Jungstahlhelms und ich des Jungvolkes. Sehr bald wurde dann eine Verordnung erlassen, daß alle Jungen in die staatliche Hitlerjugend eintreten mußten. Das Kolleg hatte das schon durch die erwähnten Maßnahmen freiwillig vorweggenommen. Dadurch wurde eine Einflußnahme von außen auf die Schüler weithin verhindert.

Als ich auf der Unterprima war im Jahre 1935, kam eines Tages der mir vorgesetzte nette Jungvolk-Stammführer aus der Stadt und sagte, ich müsse aus der Marianischen Congregation austreten. Mein Amt als Jungvolkfürher sei mit einer Mitgliedschaft in der M.C. nicht vereinbar. Die M.C. war von den Jesuiten zur marianischen Spiritualisierung ihrer Schüler gegründet worden.

Auf diese Aufforderung hin legte ich mein Amt als Jungvolkfürher nieder. Ich hätte dies sowieso bald tun müssen, da man vor dem Abitur keine Zeit mehr für die Jungvolkarbeit hatte, und damit hatte ich auch eine herrliche Entschuldigung. Mit Heldentum hatte das nichts zu tun.

1934 wurde ich schon etwas vom Nationalsozialismus kuriert. Und das geschah so: Ein Freund und ich hörten, daß Hitler im Rheinhotel Dreesen in Godesberg wohnte, und wir beschlossen, uns Hitler einmal aus der Nähe anzusehen. Wir ahnten nichts vom „Röhmputsch“, verließen ohne Erlaubnis das Internat und schlichen zum Hotel Dreesen hinunter. Dort wurden wir sogleich von irgendwelchen SS-Wachen festgenommen und wegen unserer offensichtlichen Harmlosigkeit nur in eine Garage eingesperrt. Hinter uns knallte die Türe zu, und wir saßen 24 Stunden drin. Wir bekamen in der Zeit nichts zu essen, und was noch schlimmer war, wir bekamen Angst, daß die Jesuiten unser Fehlen bemerkt hätten. Das hätte hinterher sehr unangenehm werden können. So schlichen wir nach unserer Freilassung bedröppelt ins Kolleg. Zu unserer Überraschung stellten wir fest, daß niemandem unser Fehlen aufgefallen war. Diese Stunden in der Garage haben unsere Liebe zu den Nazis nicht gesteigert.

Noch einmal zurück in die zwanziger Jahre: Da das wirtschaftlich völlig ruinierte Deutschland die hohen französischen Reparationen nicht bezahlen konnte, wollten sich die Franzosen statt des Geldes Naturalien in Form von Kohlen selbst aus dem Ruhrgebiet holen und besetzten es. Es kam zum Generalstreik, zum Boykott der unter französischer Regie fahrenden Reichsbahn. Das wirtschaftliche Chaos vergrößerte sich noch. Damals fuhr man im Rheinland unter keinen Umständen mit der französisch beschlagnahmten Regiebahn. Wer mit der Bahn fuhr, wurde ausgejohlt. Man fuhr weite Strecken mit der Trambahn, da diese unter städtischer Regie fuhr. Man nahm heldenhaft tagelange Fahrten in Kauf, um nicht mit der französischen Regiebahn zu fahren. Die Deutschen hatten keine Kohle und froren, mußten aber zusehen, wie die Kohle nach Frankreich gefahren wurde. Der Haß gegen die Franzosen wuchs. Bis 1928 waren große Teile des Rheinlandes auch nach der Ruhrbesetzung noch besetzt, und die Eltern konnten nicht zur Beerdigung meiner Großmutter fahren, da die Franzosen die Einreise in die französische Zone verweigerten.

Mit diesen Schikanen wuchsen wir auf. Am Aloisiuskolleg in Godesberg wurde Pater Seelen von den Schülern gefeiert, als er beim Anblick einiger französischer Soldaten das Deutschlandlied angestimmt hatte. Das Singen des Deutschlandliedes war den Deutschen verboten, und da P. Seelen Holländer war, konnten die Franzosen ihm nichts tun. So leistete man Widerstand mit Begeisterung.

Dabei spitzte sich die innenpolitische Situation immer mehr zu. Die Vielzahl der politischen Parteien schwächte Deutschland nach innen und außen, und die Mitte wurde zwischen den Radikalen von rechts und links zermahlen. Die beiden extremen Flügel, die sich bis auf das Blut bekämpften, bekamen immer mehr Zulauf, und es spitzte sich immer mehr auf eine Machtübernahme durch die Kommunisten oder die Nazis zu.

Unbemerkt von der Öffentlichkeit schlug Hitler direkt nach der Machtübernahme den Weg in den Unrechtsstaat ein.

Nach dem Reichstagsbrand kam Hitlers Ermächtigungsgesetz. Nur die Sozialdemokraten hatten gegen das Gesetz gestimmt und wanderten anschließend ins KZ. Auch der spätere Bundespräsident Theodor Heuss hatte zugestimmt. Sollte man sich dagegen auflehnen? Der Reichstag war doch nur eine „Quatschbude“ gewesen. Weshalb sollte er nicht ausgeschaltet werden?

Am 24. April 1934 war wegen des für die Nazis unbefriedigenden Ausgangs des Reichstagsbrand-Prozesses der berüchtigte Volksgerichtshof gebildet worden. Am 30. Juni 1934 hatte dann Hitler den angeblichen Röhmputsch niedergeschlagen. Bei Röhm handelte es sich um den Führer der SA, einen Nonvaleur, der damit kokettiert hatte, einmal Oberbefehlshaber des Heeres zu werden. Deshalb war er beim Heer höchst unbeliebt. Hitler schlug nun den angeblichen Putsch, den Röhm mit seiner SA gegen den Staat führen wollte, nieder, und bei dieser Gelegenheit beseitigten die Nazis viele Feinde aus allen Lagern. Unter ihnen waren auch die Generäle von Bredow und von Schleicher. Letzterer war vorher Reichskanzler gewesen. Beide wurden erschossen.

Die Reichswehr, froh, ihre Konkurrenz, Herrn Röhm, verloren zu haben, ließ den Mord ungesühnt zu. Die unpolitische, die seinerzeit vom Chef der Heeresleitung Generaloberst von Seeckt zur unpolitischen Armee erzogene Reichswehr, die sich nicht in die Politik einmischen wollte – sie fühlte sich zu vornehm dazu –, war da-

mit zum Komplizen des Nationalsozialismus geworden. Die Führer der Armee, Blomberg, Fritsch und Beck, hatten zugeschaut. Nur der spätere Feldmarschall von Witzleben, der nach dem 20. Juli 1944 umgebracht wurde, hatte damals gegen Hitler vorgehen wollen. Aber man hatte es ihm nicht erlaubt.

Anfang 1935 kehrte das Saargebiet zum Reich zurück. Vorher war ein äußerst emotionaler Wahlkampf geführt worden: „Deutsch ist die Saar.“ Diesen Text mit einer ins Ohr gehenden Melodie hörte man Tag und Nacht aus den Lautsprechern.

Etwas später, am 16. März 1935, wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Das war ein Zeichen einer wiedergewonnenen Souveränität. Bis dahin waren wir militärisch ganz schwach gewesen, da Deutschland im Versailler Vertrag nur eine Reichswehr von 100.000 Mann zugestanden worden war. Am 7. März 1936 folgte die Besetzung der entmilitarisierten Zone rechts des Rheins und des ganzen linksrheinischen Gebietes. Der Jubel war ungeheuer, als die Soldaten wieder mit Tschingiderassabumm an der Spitze über die Brücken in Köln, Düsseldorf und die anderen linksrheinischen Städte einmarschierten. Wir waren endlich wieder ein freies Volk! Bis dahin waren wir ein Volk zweiter Klasse gewesen. Die Euphorie des wiedererweckten nationalen Bewußtseins, der Gedanke an ein großdeutsches Reich leitete eine Entwicklung ein, die den allergrößten Teil des Volkes bereit machte, Hitler überallhin zu folgen.

Im März 1937 wurde mein Vetter Wilhelm Freiherr von Ketteler, der viel in meinem Elternhaus verkehrt hatte und mit meinen älteren Brüdern befreundet war, von der Gestapo in Wien in der Badewanne ertränkt. Er war damals persönlicher Referent beim Botschafter von Papen in Wien. Die Gestapo hatte ihn nach seiner Ermordung in die Donau geworfen. Trotz dieses vorgetäuschten Selbstmordes wurde diese Tat der Gestapo bald ruchbar. Da Papen allgemein bekannt war und nicht zurücktrat, glaubte man, daß gegen Ketteler etwas Ehrenrühriges vorgelegen habe. Sonst wäre es doch unvorstellbar, daß Papen nicht zurücktrat. Papen war ursprünglich, bevor er nach Wien kam, Vizekanzler bei Hitler gewesen.

Am 7. November 1937 richtete dann Hitler seine programmatische Rede, aus der seine kriegerischen Absichten klar hervorgingen, an den Reichskriegsminister von Blomberg, den Oberbefehlshaber des Heeres, Freiherr von Fritsch, und den Chef des Generalstabes, Beck. Alle drei äußerten starke militärische Bedenken gegen Hitlers Absichten. Nur ein halbes Jahr später, am 4. Februar 1938, fielen Blomberg und Fritsch Hitler zum Opfer. Beides erregte starken Unwillen im Heer. Aber die Generalität stand Gewehr bei Fuß, sie wartete ab. Sie stand den Intrigen und Machenschaften der Nazis hilflos gegenüber. Zwar hatten General Ulex, Oberst Oster, Oberst Salmuth und Herr von Dohnanyi aufgemuckt. Aber Beck hatte gesagt: „Offiziere meutern nicht.“ Der gleiche Beck, der dann ein halbes Jahr später als Chef des Generalstabes zurücktrat.

Das war die Zeit, in der viele der Mitglieder des späteren Widerstandes noch von Hitler und seinen Erfolgen geblendet waren. Wer wollte sich bei diesen innen- und außenpolitischen Erfolgen gegen ihn auflehnen? Nein, der Traum der Deutschen, das Reich, das „Sacrum imperium“, in dem alle Deutsche vereint leben durften, dieser Traum schien in Erfüllung zu gehen.

Mit dem Anschluß Österreichs im März 1938 schien er fast vollständig in Erfüllung gegangen zu sein. Ein freiwilliger Anschluß war bisher unmöglich gewesen, da er im Versailler Vertrag ausdrücklich verboten war. Man sah und erlebte: „Hitler hielt

seine Versprechungen“, so glaubte der Mann auf der Straße. Wer wollte sich gegen ihn auflehnen?

Dann kam die „Reichskristallnacht“ 1938. Ich war in der Zwischenzeit schon Leutnant in Paderborn. Das Kavallerieregiment ritt am folgenden Tag eine Reitjagd in der Senne. Wir hatten erst in der Frühe des gleichen Tages von den Geschehnissen gehört. Man war allgemein empört. Ich erinnere mich noch sehr gut an die Gespräche beim Ausritt am Nachmittag. Es war für uns klar, daß, wenn wir am Abend in Paderborn spazierengegangen wären und zufällig das Pogrom erlebt hätten, wir vom Notwehrparagrafen Gebrauch hätten machen müssen. Diesen Notwehrparagrafen lernte jeder Soldat auswendig, bevor er auf die „Menschheit losgelassen“ wurde. Die ersten sechs Wochen in der Rekrutenzeit erhielt man noch keinen Ausgang, da man weder „Stehen“ noch „Gehen“ noch „Grüßen“ konnte. Bevor der erste Ausgang nahte, lernte man den Umgang mit der Waffe, denn man hatte ja ein Seitengewehr oder als Kavallerist einen Säbel als Waffe immer mitzuführen. Es wurde einem in dieser Zeit beigebracht, wann man die Waffe gebrauchen durfte. In diesem Zusammenhang spielte der Notwehrparagraf aus dem Militär-Strafgesetzbuch eine wichtige Rolle: „Notwehr ist diejenige Verteidigung, die erforderlich ist, um einen gegenwärtigen, rechtswidrigen Angriff [es kommt auf jedes Wort an] gegen das Leben, die Ehre oder das Eigentum von sich oder einem anderen abzuwehren.“

Wir glaubten damals, nach der Kristallnacht würde die höhere Generalität sicherlich einschreiten. Es war einfach undenkbar, daß Unrecht in Deutschland geschah, ohne daß eingeschritten würde. Es war für uns auch sicher, daß die Staatsanwaltschaft von sich aus einschreiten würde. Aber außer Vertröstungen durch unseren Kommandeur geschah nichts.

## Im Kriege

Wir wußten bei Kriegsbeginn natürlich nicht, daß Hitler KZ-Häftlinge in polnische Uniformen gesteckt hatte, daß diese Häftlinge dann den schlesischen Sender Gleiwitz angreifen mußten, um Hitler einen Vorwand zum Polenkrieg zu geben.

Nach dem Polenfeldzug hörten wir von unserer Ersatzabteilung von Greuelthaten der SS im ehemaligen Korridor, dem Gebiet zwischen Ostpreußen und dem Reich. Die Ersatzabteilung war nach dem Polenfeldzug nach Preußisch-Stargard verlegt worden und hatte dort von den Übergriffen der SS gehört. Wenn viele junge Leute zusammen sind, gibt es immer Übergriffe. Aber normal ist, daß diese streng geahndet werden, und hier hörten wir erstmals, daß die unmenschlichen Greuelthaten der SS nicht bestraft wurden. Als Generaloberst von Blaskowitz einschreiten wollte, war er daran gehindert und anschließend kaltgestellt worden.

Man hörte das, aber man hatte es nicht erlebt. Man hörte vieles, aber man lernte, bald weder dem Radio, noch der Zeitung, noch irgend jemandem zu glauben, den man nicht genau kannte. Man wurde immer vorsichtiger, denn jedermann „wußte genau Bescheid“, je weniger er in Wirklichkeit wußte. Mit Flüsterpropaganda wurde von allen Seiten gearbeitet und dabei viel gelogen. Aber das war das erste Mal, daß wir authentisch von Übergriffen hörten. Es bedrückte uns!

Nach Beginn des Rußlandfeldzuges 1941 hörte ich das erste Mal von den Anti-



Euthanasie-Predigten des Bischof Galen. Ich habe sie nicht gelesen. Aber der Inhalt der Predigten ging durch die ganze Wehrmacht, da die Tötung „unwerten Lebens“, so nannte man das, uns Soldaten besonders berührte. Wir alle hatten Kameraden, die Kopfschüsse hatten, die also wahrscheinlich auch nach einem Lazarett-Aufenthalt nun unter die Rubrik „lebensunwert“ fielen. Die Euthanasie beunruhigte alle Soldaten, und deshalb gingen Galens Predigten wie ein Lauffeuer durch die ganze Wehrmacht. Sollte das der „Dank des Vaterlandes“ für mutigen Einsatz im Felde gewesen sein? Das durfte nicht sein!

Im Gegensatz zu Galens Predigten kam der berüchtigte „Kommissarbefehl“ nie bis zu uns. Bei diesem Befehl handelte es sich um eine Order Hitlers vom Sommer 1941, alle gefangenen sowjetischen Kommissare zu erschießen. Kommissare waren die Politoffiziere, die es in allen russischen Einheiten gab und die für die Durchsetzung der kommunistischen Ideologie in der entsprechenden Einheit verantwortlich waren. Dieser berüchtigte Mordbefehl wurde von vielen Stäben einfach nicht an die untergeordneten Dienststellen weitergegeben.

Eine kleine Episode, die das damalige politische Klima zeigt: Auf dem Vormarsch besuchte mich am Westufer des Dnjepr eines Tages ein deutscher Artillerieoffizier, mit dem ich einen gemütlichen Abend in meinem Unterstand verbrachte. Wir schimpften sehr über unseren Führer. Nach seinem Abschied war mir etwas blümerant zumute, da ich aus meinem Herzen keine Mördergrube gemacht hatte. Hoffentlich würde mich der Artillerist nicht verpeifen! Nach einem halben Jahr sah ich ihn irgendwo wieder. Wir feierten unser Wiedersehen und gestanden uns gegenseitig, wie bedrückt wir nach unserem ersten Treffen gewesen seien und wie sehr jeder um seinen Kopf gefürchtet habe. Es war Achim Oster, der Sohn des später umgebrachten Widerstandskämpfers General Hans Oster.

## **Ordonnanzoffizier bei Feldmarschall von Kluge**

Im Winter 1941 wurde ich vor Moskau schwer verwundet. Da ich im Mai 1942 noch nicht „frontverwendungsfähig“ war, aber schon herumhumpelte, kam ich als persönlicher Ordonnanzoffizier zu Generalfeldmarschall von Kluge. Kluge war damals Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte an der Ostfront. Dort gab es damals drei Heeresgruppen: Nord, Mitte und Süd. Von diesen war die Heeresgruppe Mitte bei weitem die stärkste.

Zum Heeresgruppengebiet gehörte noch ein breiter Streifen hinter der Front von etwa 200 bis 300 km Tiefe, das sogenannte „rückwärtige Heeresgebiet“. Daran anschließend ein Gebiet, das der SS unterstand und das sich bis an das Reichsgebiet erstreckte. Der Befehlshaber in diesem Zwischengebiet war der SS-Obergruppenführer von dem Bach-Zelewski. Für die Versorgung der Heeresgruppe waren sichere Versorgungswege, also gesicherte Straßen und Eisenbahnlinien, äußerst wichtig. Und aus diesem Grunde interessierte den Heeresgruppenstab die Infrastruktur in diesem Zwischengebiet zwischen Heeresgruppenbereich und Heimat.

Einige Tage nach meinem Dienstantritt bei Kluge erhielt ich nun eine Meldung aus diesem Bereich, in dem Sprengungen an Straßen und Brücken durch Partisanen für uns besonders interessant waren. Als letzter Punkt stand in der Meldung „5 Zi-geuner sonderbehandelt.“ Da ich mir unter dem Wort „sonderbehandelt“ nichts

vorstellen konnte, sagte ich am Schluß meines Vortrages dem Feldmarschall: „Als letzter Punkt in der Meldung steht: 5 Zigeuner sonderbehandelt. Ich weiß aber mit diesem Ausdruck nichts anzufangen.“ Kluge kannte diesen Ausdruck auch nicht. Er erwiderte: „Das werden wir klären. In den nächsten Tagen habe ich eine Besprechung mit Bach-Zelewski, und dann werde ich ihn fragen. Bitte erinnern Sie mich an die Frage.“

Nach einigen Tagen kam wirklich der SS-Obergruppenführer von dem Bach-Zelewski, und am Schluß seines Berichtes fragte ihn Kluge, nachdem ich ihn daran erinnert hatte: „Ach sagen Sie mal, was heißt eigentlich in Ihrer Meldung das Wort ‚sonderbehandelt‘? Sie hatten da 5 Zigeuner sonderbehandelt.“ Bach-Zelewski antwortete: „Die haben wir erschossen.“ „Wieso erschossen? Nach einem Kriegsverfahren?“ fragte Kluge. „Nein, nein“, antwortete Bach-Zelewski, „alle Juden und Zigeuner, die wir packen können, erschießen wir.“ Kluge und ich erschrakten wirklich, und Kluge sagte: „Wieso erschießen? Sie züchten ja nur Partisanen, wenn Sie die einfach so erschießen lassen. Das ist ja unglaublich. Wirklich, lassen Sie die ohne kriegsgerichtliches Urteil erschießen? Wie kommen Sie dazu?“ Es gab dann einen recht lebhaften Disput zwischen Kluge und Bach-Zelewski, in dem Kluge auch darauf hinwies, daß diese Maßnahmen gegen die Haager Konvention seien. Der Disput endete mit dem Ausspruch Bach-Zelewskis: „Alle Feinde des Reiches, das sind auch die Zigeuner und Juden“, und dann schaute er Kluge an und fuhr fort: „Alle Feinde des Reiches werden von uns erschossen!“ Das war eine absolute Drohung. Damit verabschiedete er sich.

Kluge meldete den Tatbestand wütend dem OKH und bestand darauf, daß eingegriffen würde, da wir uns sonst hinter unserer Front nur Partisanen züchteten. Mit der Widerrechtlichkeit zu argumentieren war nutzlos. Der einzig greifbare Erfolg war aber, daß wir von dieser Zeit an keine Meldungen mehr von Bach-Zelewski bekamen.

Ich war aber sicher, daß das Morden weitergehen würde. Das war das erste Mal, daß ich authentisch gehört habe – nicht von irgend jemand, so wie damals nach dem Polenkrieg – nein, authentisch gehört habe, daß von oben der Mord an Zigeunern und Juden befohlen wurde. Das muß vor dem 10. Juni 1942 gewesen sein und hat mich sehr umgetrieben. Ich habe mich dann im Stabe immer wieder umgehört und mußte feststellen, daß man von Judenerschießungen wußte. Das Vorkommando des Stabes hatte es in Borissow erlebt. Damals hatte die SS in Borissow eine große Zahl Juden erschossen. Es wurde darauf umgehend der Standortkommandant von Borissow zur Rede gestellt und befragt, wieso er so etwas habe zulassen können. Der arme Mann war überfordert, sah aber ein, daß er dies niemals hätte zulassen dürfen. Mit dem Vorwurf, er habe den Tod vieler Juden mitzuverantworten, wollte er nicht weiterleben und erschoss sich. Der Vorfall hatte sich 1941 ereignet. All dies erweckte Abscheu, Entsetzen und Angst. Es war klar, daß diese Verbrechen auf unser armes Volk hundertfach zurückschlagen würden.

Eine Weile nach meiner Ankunft beim Heeresgruppenstab zeichnete sich bereits die Unmöglichkeit ab, den Krieg im Osten siegreich zu beenden. Es mußte nach Ansicht der Heeresgruppe nach einer politischen Lösung gesucht werden. Die Gelegenheit dazu bot sich, als einige vaterlandsliebende Ukrainer der Heeresgruppe das Angebot machten, mit uns gemeinsam gegen Stalin in den Krieg einzutreten, wenn dafür der Ukraine eine partielle Selbstverwaltung und nach Kriegsende eine territoriale Selbständigkeit zugesichert würde. Zum gleichen Zeitpunkt hatten

wir in den Heeresgruppen der Ostfront etwa 700.000 bis 1 Million Hiwis (Hilfswillige), also ehemals russische Soldaten, die nun bei den deutschen Truppen im Troß eingesetzt wurden, und 3,6 Millionen russische Kriegsgefangene. Tresckow legte Kluge eine Studie vor, aus der hervorging, daß man das Angebot der Ukrainer sorgfältig prüfen und, wenn möglich, annehmen sollte. Mit ihnen und einem Teil der Kriegsgefangenen, die sicherlich nach der Proklamation eines Ukrainischen Staates mit uns gegen die Sowjet-Armee kämpfen würden, bestünde noch eine berechtigte Hoffnung, den Krieg im Osten als Sieger beenden zu können. Die Entscheidung mußte naturgemäß Hitler treffen, und die verständigungswilligen Ukrainer wurden deshalb ans OKH weitergeleitet. Nach einer Weile hörten wir hinterherum, Hitler hätte es abgelehnt, auf den Vorschlag der Heeresgruppe einzugehen, ja, die Ukrainer wären als mögliche russische Elite umgebracht worden.

Die Stellung eines persönlichen Ordonnanzoffiziers war eine Vertrauensstellung. Alles, was ich als solcher hörte – wir waren sehr viel unterwegs, und alle schütteten ihr Herz aus in der Hoffnung, daß ich ihre Sorgen an den Feldmarschall weiterleiten würde –, meldete ich Kluge. Aber man erzählte unter keinen Umständen irgend etwas, was man von Kluge erfahren oder mit ihm erlebt hatte. In unserem Ordonnanzoffizierszimmer hatten wir einen Lautsprecher, der es uns ermöglichte, alle Telefongespräche, die Kluge führte, mitanzuhören. Die meisten hörten wir mit, um immer genauestens orientiert zu sein.

Die Gespräche waren äußerst spannungsreich. Es war höchst interessant festzustellen, wie psychologisch geschickt Hitler Gespräche führte. Wenn er sich nämlich nicht entscheiden wollte oder seine Entscheidung anders ausfiel, als Kluge es wünschte, und es deshalb zu einer gereizten Stimmung kam – diese Gespräche wurden ja nur geführt, wenn es um wirklich wichtige Fragen ging –, dann lenkte Hitler im letzten Moment immer ab. Er sagte dann beispielsweise: „Herr Feldmarschall, ich habe mir übrigens erlaubt, Ihrer Frau ihre Lieblingsblumen zum Geburtstag zu schicken, und im übrigen müssen wir uns die Fragen, die wir besprochen haben, nochmals durch den Kopf gehen lassen. Ich rufe Sie nochmals an.“

So umging Hitler immer eine harte, sachliche Auseinandersetzung am Schluß eines Gespräches. Mehrmals hatte ich schon geglaubt, das Telefongespräch würde mit der Entlassung Kluges enden. Aber kurz vor einem Eklat bog Hitler mit ein paar persönlichen Worten die letzten Spitzen wieder ab, so daß Kluge nichts sagen konnte, während Hitler die Entscheidung verschob. Hitler versicherte dann, daß er Kluge nochmals anrufen würde. Er rief selbstverständlich nicht wieder an und war für Kluge auch nicht mehr zu erreichen. Die Entscheidung wurde dann so gefällt, wie Hitler sie ursprünglich gewollt hatte. Das habe ich mehrmals erlebt. Kluge war bei diesen Gesprächen ein harter Kämpfer ohne jede Angst.

Zu Kluges 60. Geburtstag Ende Oktober 1942 rief plötzlich Hitler an, um ihm zu gratulieren. Gegen Ende des Gespräches sagte Hitler dann zu Kluge: „Herr Feldmarschall, ich habe gehört, Sie wollen einen neuen Kuhstall in Böhne [dem Gut seiner Frau] bauen. In Anbetracht Ihrer Verdienste um das deutsche Volk schenke ich Ihnen für 250.000 RM Bezugsscheine für Baumaterial.“ Damit verabschiedete sich Hitler. Man konnte damals, 1942, ohne Sondergenehmigung keinerlei Baumaterial kaufen. Hitler hatte Kluge deshalb die Bezugsscheine und das Geld geschenkt. Mit den Worten „Auf Wiedersehen, Herr Feldmarschall!“ und „Heil, mein Führer!“ als Kluges Antwort war das Gespräch beendet.

Mir hatte es den Atem verschlagen. Kluge klingelte auch schon, und ich ging zu ihm hinein. Ich merkte gleich, daß es ihm nicht angenehm war, daß ich dieses Gespräch mitgehört hatte. Wir kannten uns nun schon ein halbes Jahr und waren ständig zusammen.

Kluge begann das Gespräch : „Boeselager, haben Sie gehört, was der Führer am Schluß gesagt hat?“ Ich bejahte. „Was halten Sie davon, von dem Geschenk?“ Ich antwortete, damals gerade 25 Jahre alt, „Herr Feldmarschall, ich kann mich nicht erinnern, je gehört zu haben, daß ein preußischer Feldmarschall oder General im Krieg eine Dotation bekommen hätte. Nach einem gewonnenen Krieg ja, selbstverständlich, aber nicht während des Feldzuges. Ich würde das Geld dem Roten Kreuz geben.“ Kluge entließ mich.

Mit etwas schlechtem Gefühl ging ich weg. Ob mein Rat wohl richtig war? Ob er wohl von Kluge befolgt würde? Ich eilte zum Ia der Heeresgruppe, Oberst von Tresckow. Tresckow war ein charismatischer Offizier mit einer ungewöhnlichen Ausstrahlung. Ein großartiger Mann! Preuße durch und durch. Aber nicht ein Preuße, wie er heute immer wieder dargestellt wird, sondern einer von denen, deren Parole war: Ich diene, ich diene aus einer christlichen Haltung heraus. So hatten sie ihren Königen gedient und kannten daher die Könige sehr genau, so daß sie ihnen auch immer mit einer gewissen Skepsis dienten. Preußen, der Staat war es, dem sie dienten. Preußen, das war eine Idee! Als Preuße war man Infanterist. Für einen preußischen Adligen war es das größte Vorrecht, in einem Garderegiment der Infanterie zu dienen. Erstes Garderegiment zu Fuß. Das war auch eine Weltanschauung. Das Wort „Zurück“ gab es nicht. Die Tradition dieser preußischen Garderegimenter hatte in der Reichswehr das Infanterieregiment Nr. 9 übernommen, und es ist kein Zufall, daß aus diesem Regiment mehr Widerstandskämpfer hervorgegangen sind als aus jedem anderen. Sein letzter Adjutant war der heutige Bundespräsident Richard von Weizsäcker.

Ich raste also zu Tresckow hin, das war ein Weg von 200 bis 300 Metern, und traf ihn in einer Besprechung. Ich sagte: „Ich muß Herrn Oberst sprechen.“ „Ist es etwas Wichtiges?“ fragte Tresckow. „Ja“, sagte ich. Daraufhin gingen wir in einen kleinen Kartenraum nebenan, und ich erzählte ihm den Inhalt des Gespräches zwischen Kluge und Hitler. Am Schluß fragte ich ihn, ob ich Kluge richtig geraten habe. Da ich vermutete, Kluge würde nochmals auf das Telefongespräch zurückkommen, wollte ich mir bei Tresckow Rat holen; bei ihm als väterlichem Freund konnte ich mir eine solche Frage erlauben.

Zu meinem Erstaunen wollte Tresckow von mir die Erlaubnis haben, in einem Gespräch mit Kluge das Telefonat mit Hitler erwähnen zu können. Daraufhin gab es einen lebhaften Disput zwischen Tresckow und mir. Am Schluß sagte ich ihm: „Herr Oberst, ich bin persönlicher Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls. Das ist eine absolute Vertrauensstellung. Herr Oberst dürfen von dem Gespräch zwischen uns keinen Gebrauch machen. Ich bin nur zu Ihnen gekommen, um einen persönlichen Rat zu erbitten, und nicht zu meinem Vorgesetzten. Mein Vorgesetzter ist allein der Feldmarschall.“ Als Tresckow sah, daß es mir ernst war, begründete er seine Bitte, indem er sagte: „Der Feldmarschall darf sich nicht vom Führer abhängig machen. Wir brauchen ihn im Kampf gegen Hitler.“ Damit hatte sich Tresckow offenbart, und ich ermächtigte ihn

darauhin, notfalls von dem Gespräch Gebrauch zu machen. Die Rücksicht auf mich mußte unter diesen Umständen fallengelassen werden.

Von dieser Stunde an war ich bei Gesprächen abends in der Ia-Staffel öfter dabei. Es drehte sich meist um die Frage, was geschehen müsse, ob ein Attentat erlaubt sei, wie es zu geschehen hätte und dergleichen mehr. Bei diesen abendlichen Gesprächen, die stattfanden, wenn die Tagesmeldungen durchgegeben waren und eine gewisse Ruhe eintrat, beteiligte sich immer Oberst von Kleist. Da war nun wirklich das „Erste Garderegiment zu Fuß“ vertreten. „Onkel Bernd“ hieß er im Stabe. Alle liebten ihn, alle fürchteten ihn wegen seiner Genauigkeit, ein großartiger Mann. Wie Tresckow und alle engeren Angehörigen der Ia-Staffel ein gläubiger Christ.

Man fühlte sich als Untergebener bei ihm geborgen. Ihn hätte man gerne als Kompaniechef gehabt. Weitere Gesprächspartner waren Oberstleutnant Schulze-Büttger, Major von Voss, Major von Oertzen und Oberleutnant Fabian von Schlabrendorff. Diese Ia-Staffel, die Tresckow sich zusammengestellt hatte, war eine Verkörperung des pietistischen Preußen.

Weihnachten 1942 hatte das OKW christliche Weihnachtsfeiern untersagt. Um dies zu überwachen, waren einige Parteilöwen zu uns zum Stab gekommen. Bei der Weihnachtsfeier las Tresckow das Weihnachtsevangelium vor, und Kluge, der sonst nie das Offizierskasino betrat und den ich von Tresckows Absicht unterrichtet hatte, kam an diesem Abend ostentativ zur Weihnachtsfeier ins Kasino. Als Tresckow das Evangelium vorlas, standen Oertzen und Schulze-Büttger neben ihm. Alle drei starben nach dem 20. Juli 1944 für ihren Glauben und ihr Vaterland. Kluge blieb, bis das Evangelium vorgelesen worden war, dann verabschiedete er sich von den Offizieren, und wir gingen wieder in unsere Baracke. Kluge war nur gekommen, um Tresckow zu decken.

Für diese Männer vom alten Infanterieregiment 9 war es undenkbar, daß das Recht gebeugt wurde, daß man einem Schwächeren Unrecht zufügte. Das Christentum war eine Selbstverständlichkeit, und daher kamen Offiziere mit einem solchen Hintergrund bald in Gewissenskonflikte.

Neben Kluge waren die beeindruckendsten Männer im Stabe der Heeresgruppe Mitte die Angehörigen der sogenannten Ia-Staffel. Diesen Offizieren hat Fabian von Schlabrendorff, der als Ordonnanzoffizier von Tresckow zu dieser Staffel gehörte, in seinem Buch „Begegnungen in fünf Jahrzehnten“ ein Denkmal gesetzt. Leider hat er den damaligen Oberst von Kleist nicht erwähnen dürfen, da dieser ihn ausdrücklich gebeten hatte, nie über ihn in einem Buche zu berichten.

Schlabrendorff selbst war als Christ und Preuße der alten Schule – sein Vater war General gewesen – schon vor Kriegsbeginn ein überzeugter Gegner Hitlers. Er hatte mit seiner überragenden Intelligenz schon frühzeitig den Nazismus Hitlers durchschaut. Schlabrendorff machte es seinen Freunden nicht leicht. Er war verschlossen und konnte aufbrausend sein. Sein ätzender Spott konnte vernichten. Doch all dies wurde, wenn man ihn näher kannte, durch seine Toleranz, sein immer waches Interesse für seine Mitmenschen und seine Demut vor Gott wettgemacht. Darüber hinaus hat er nach seiner Festnahme nach dem 20. Juli und in seiner Haftzeit eine Treue und Tapferkeit gezeigt, die vielen seiner Freunde, so auch Georg und mir, das Leben gerettet hat. Er war und blieb sein ganzes Leben sich selbst, seinen Freunden und dem Hause Hohenzollern treu.

Schlabrendorff hatte bei der Ia-Staffel u.a. die Aufgabe, die Weltlage zu verfolgen und diese den Mitgliedern der Staffel einmal wöchentlich vorzutragen. Zu diesem Zwecke war er berechtigt, Feindsender abzuhören. Als ich zufällig einmal an einem solchen Lagevortrag teilgenommen hatte, berichtete ich Kluge von diesem brillanten Vortrag und schlug vor, daß Schlabrendorff auch ihm diesen Lagebericht vortrüge. Das geschah von dieser Zeit an.

Neben Oberst von Tresckow und Oberst von Kleist war als Ia/Op Oberstleutnant Schulze-Büttger tätig. Ein harter Arbeiter, der nie aus der Ruhe zu bringen war und immer mit seinem Humor die schwierigsten Lagen beherrschte. Schulze-Büttger, wir nannten ihn nur Schubü, war Adjutant bei Generaloberst Beck gewesen.

Weiter gab es im Stab den lebhaften, eleganten Major von Oertzen, den Typ des hervorragenden Organisations, der persönlich tapfer, stets zur Hilfe bereit, es vorzüglich verstand, zu improvisieren. Es gab bei ihm nie das Wörtchen „ich kann nicht“.

Später kam noch der Oberstleutnant von Voss als Nachfolger von Oberstleutnant Schulze-Büttger hinzu. Groß und schwer, machte er sich selbst seine Aufgabe nicht leicht. Er rang mit sich und verzweifelte schließlich ob des Verrates der Nazis am deutschen Soldatentum.

Die Ic-Abteilung wurde geleitet von Oberstleutnant Rudi Freiherr von Gersdorff. Ich schätzte und kannte ihn schon vom Frankreichfeldzug her. Dort war er mein Divisions-Ia gewesen. Er war hochintelligent, lebenslustig, ein guter Reiter und Jäger. Er verstand genauso gut, die Pauke eines Trompeter-Korps zu schlagen wie in Krisenlagen scharf und genau zu führen. Er wußte immer, worauf es ankam und verlor sich nie in Kleinigkeiten. Ein Großteil dieser Offiziere – an der Spitze ihr geistiger Führer, Tresckow – sind ermordet worden oder haben sich das Leben genommen.

Diese Ia-Staffel unterschied sich von allen Führungsstäben, die ich im Kriege erlebt habe, durch ihre Kameradschaftlichkeit, ihre Ernsthaftigkeit, ihr Verantwortungsbewußtsein und ihre Offenheit. Hier lernte ich erstmals wirkliche Preußen kennen. Hochintelligent, bescheiden, tolerant und voller Humor stellten sie das Beste dar, was Preußen an Offizieren hervorbringen konnte. Sie stammten alle aus alten Familien, die schon seit Jahrhunderten dem preußischen König gedient hatten. Und indem sie dem preußischen König dienten, war es das Vaterland, dem sie sich verpflichtet fühlten. Alle verfügten in Berlin über gute Beziehungen und erfuhren deshalb sehr früh, daß Hitler einen Krieg plante. Das Verbrecherische seiner Ziele war ihnen von vornherein klar. Deshalb waren sie mehr oder weniger früh erbitterte Gegner Hitlers geworden. Auch als gläubige Christen kamen sie bald mit der nationalsozialistischen Weltanschauung in Konflikt.

## **Ein Erlebnis im Führerhauptquartier**

Mußt du mitmachen, oder darf man sich drücken? Hat man recht in seiner Beurteilung Hitlers oder hat man unrecht? Das waren drängende Fragen. Um dann den einmal gefaßten Entschluß zu untermauern, suchte man immer wieder weitere Begründungen. Der Eid, den ich auf Hitler geschworen habe und der bei vielen

Soldaten ein ernstes Hindernis war, gegen Hitler vorzugehen, war dies bei mir nicht. Ich war sicher, daß der Eid eine zweiseitige Bindung sei und daß Hitler ihn unzählige Male gebrochen hatte. Alles das war mir bald klar.

Wie unverantwortlich die höchste Führung war, möchte ich an einem eigenen Erlebnis zeigen. Wenn es die Lage erforderte, kam es zu persönlichen Gesprächen von Kluge mit Hitler. Es mußte allerdings schon etwas Ungewöhnliches geschehen oder von der Führung der Heeresgruppe beabsichtigt sein. Dann wurde die Besprechung rechtzeitig terminiert, und Kluge flog in das jeweilige „Führerhauptquartier.“ Dieses lag im Frühsommer 1942 in Winniza in der Ukraine. Diese Gespräche wurden genauestens vorbereitet, und mit einem Sack voller Argumente für die eigene Absicht flog man los. Bei einem meiner Besuche ging es darum, ob eine Armee, die in einer sehr ungünstigen Stellung lag, nämlich gerade dort, wo der russische Vormarsch im Winter 41/42 hatte aufgehalten werden können, auf eine günstigere, kürzere Stellung zurückgenommen werden dürfe. Die Heeresgruppe erhoffte sich, erstmals wieder Reserven bilden zu können, um umschichtig die Frontdivisionen, die seit Kriegsbeginn in ständigem Einsatz waren, zur Auffrischung herausziehen zu können. Für mich persönlich ging es darüber hinaus darum, ob meine alte Schwadron, dazu viele Bekannte und Freunde, die in der betreffenden Armee dienten, aus der Gefahr der Einkesselung herauskämen oder nicht. So flogen wir voller Sorgen nach Winniza.

Damals war es das erste Mal, daß ich als Ordonnanzoffizier nicht an der Besprechung teilnahm und auch nicht mit Hitler zusammen nach der Besprechung aß, sondern ich saß an der Tafel Bormanns. Er war der Chef der Parteikanzlei des Führers, aber in Wirklichkeit war er nach Hitler der mächtigste Mann im Staate. An seinem Mittagstisch aßen die Vertreter aller Ministerien, er war der Hausherr. Bormann war eine widerliche Type. Er sah roh und gewalttätig aus, wie ein Metzger. Mit schlechtsitzender Uniform, ein Schlägertyp, vor dem man Angst hatte, ein brutaler Mann.

Während des Essens ging das Gespräch über mich, den jungen Oberleutnant, hinweg. Ich war äußerst interessiert daran zu hören und zu sehen, wie es im Führerhauptquartier zugehe. Sehr bald richtete der Vertreter des Auswärtigen Amtes in seiner fabelhaften Uniform an Bormann die Frage, was er in folgendem Falle machen wolle: Der Erzherzog Josef, ein österreichischer Generalfeldmarschall, würde 70 Jahre alt. Sollte man ihm ein Glückwunschtelegramm schicken? Er machte aber darauf aufmerksam, daß der Feldmarschall mit einer katholischen Wittelsbach verheiratet sei (daß die Habsburger selbst katholisch waren, schien er nicht zu wissen, denn sonst hätte er nicht auf die katholische Frau hingewiesen). Darauf entschied Bormann: „Der bekommt kein Telegramm!“

Als zweites fragte der Vertreter des Landwirtschaftsministeriums, wer in Zukunft die „Koksagys-Farmen“ in der Ukraine betreiben solle. Es handelte sich dabei um Kolchosen, die die Russen mit Koksagys, einer löwenzahnartigen Pflanze, bestellt hatten, um aus den Wurzeln Gummi herzustellen. Die Versuche mit dieser Pflanze sollten nun weitergeführt werden, und es war zu entscheiden, wer für diese Versuche verantwortlich werden solle. Bormann entschied: „Das macht der Reichsführer SS Himmler.“

Als wir dann zum Nachtschisch kamen, beschwerten sich einige Herren, daß im

Führerhauptquartier zu dieser Zeit, in der es noch Erdbeeren gäbe, Kirschen serviert würden, bei denen man die Steine ausspucken müsse.

Den Höhepunkt bildete am Schluß ein Gespräch, in dem festgelegt werden sollte, wer von den anwesenden Herren sich in der Nacht um die „Damen“ der KdF-Truppe („Kraft durch Freude“), die im Führerhauptquartier gastierten, „kümmern“ solle.

Das war also das Führerhauptquartier! Ich war entsetzt und erschüttert. Bei uns im Heeresgruppenstabe wäre in keiner Abteilung ein so niedriges Niveau überhaupt denkbar gewesen. Ich war erregt und wütend und stand auf und ging aus dem Eßzimmer hinaus. Draußen steckte ich mir eine Zigarette an, um mich zu beruhigen. Da kam auch schon eine Ordonnanz heraus und sagte mir: „Sie sollen zum Reichsleiter (Bormann) hereinkommen!“ Bormann fragte mich, weshalb ich den Eßsaal verlassen hätte. Ich antwortete ihm, daß ich mir als Oberleutnant und Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls von Kluge unter dem Führerhauptquartier etwas ganz anderes vorgestellt hätte. Wir wären in größter Sorge um die 9. Armee hergekommen, und hier drehe sich dann die Unterhaltung um die Frage, ob man Kirschen oder Erdbeeren bekäme. Und das im Führerhauptquartier, wo doch die Sorgen sicherlich größer seien als bei einer einzelnen Heeresgruppe. Jedenfalls wolle ich mir meinen Idealismus nicht nehmen lassen.

Daraufhin brüllte er irgend etwas, und ein SS-Mann kam und führte mich nebenan in ein kleines Zimmer. Ich holte mir meine Zigarette wieder und wartete der Dinge, die da kommen würden. Die kamen nach einer Weile, als ich draußen Kluge „Boeselager, Boeselager“ rufen hörte. Der Posten vor meiner Tür sagte ihm irgend etwas, und dann riß Kluge meine Tür auf, und ich sagte: „Hier.“ „Was machen Sie da?“ fragte Kluge, und als ich es ihm erklären wollte, sagte er nur: „Nein, nachher, im Flugzeug.“ Wir stiegen ins Auto, das uns zum Flugzeug brachte. Im Flugzeug meldete ich Kluge, was geschehen war. Er sagte: „Ja, ja. Ich habe Sie diesmal herausgeholt, und das nächste Mal halten Sie Ihren Schnabel. Recht haben Sie aber!“ Für mich war es eine zutiefst deprimierende Erfahrung, wie gleichgültig den braunen Herren im Führerhauptquartier der Krieg und das Schicksal der Soldaten an der Front waren.

## **Der „Kavallerieverband Boeselager“ und der Plan des Pistolenattentats**

Kurz vor Weihnachten 1942 schrieb mir mein Bruder Georg, er wolle in seinem Weihnachtsurlaub seine alte Schwadron, die im Bereich der Heeresgruppe bei Rshew lag, besuchen. Georg fragte mit seinem Brief an, ob ich ihm behilflich sein könne, daß er gegebenenfalls mit einer Kuriermaschine bis Smolensk hin- und zurückfliegen könne, um nicht zuviel Urlaubstage zu verlieren. Georg hatte im Januar 1942 das Eichenlaub zum Ritterkreuz erhalten und war dann aus der Front herausgezogen worden. Erst war er Taktiklehrer in Krampnitz gewesen, und nun war er Ausbilder rumänischer Kavallerieoffiziere. Ich fragte Kluge, ob Georg mit der Kuriermaschine zu uns kommen dürfe, und Kluge bejahte sofort.

Dann regte Kluge noch an, daß Georg bei seinem Zwischenaufenthalt in Smolensk bei uns wohnen solle. Kluge kannte Georg noch aus der Friedenszeit, als er Kommandierender General in Münster gewesen war und das Kavallerieregiment zu



seinem Korps gehört hatte. Außerdem hatte Georg in Kluges Armee während des Frankreichfeldzuges das Ritterkreuz erhalten.

Bevor Georg zu uns kam, hatte ich Tresckow über ihn genau orientiert; wenn wir uns auch mehr als zwei Jahre nicht mehr gesehen hatten, so wußte ich doch genau, wo Georg „politisch“ stand. Wir beide waren sehr verschieden. Aber vielleicht verstanden wir uns deshalb so gut, wie das zwischen Brüdern wohl nur ganz selten der Fall ist. Georg war ein begnadeter Soldat. Wie in allen Berufen, so gibt es auch bei den Soldaten viele, die ihr Handwerk gut erlernt haben, aber nur wenige wirkliche Künstler. Georg gehörte zu diesen.

Wir sprachen dieselbe Sprache; wir waren auf derselben Schule, auf derselben Kriegsschule, im selben Regiment gewesen. Wir wußten ganz genau, wie der andere reagieren würde, manchmal nicht so, wie man selbst reagieren würde. Aber wir kannten einander. So kannte ich auch Georgs politische Einstellung und konnte Tresckow sagen: In Georg habe er den Kommandeur, den er für seine Attentatspläne gegen Hitler bisher vergeblich gesucht hätte. Tresckow suchte schon lange eine Einheit, auf die man sich absolut verlassen könne und für diese Einheit noch den entsprechenden Kommandeur. Letzteres war fast noch schwieriger, da die Offiziere immer wieder hin- und herversetzt wurden oder durch Verwundung oder andere Gründe ausfielen.

Beim Abendessen bei Kluge kam das Gespräch auf Georgs alte Schwadron und deren Schicksal seit Georgs Versetzung von der Front. Am Beispiel dieser Schwadron wurde von Georg das Schicksal der meisten Schwadronen geschildert, die nur noch aufgeteilt von den Divisionen als Melder verwendet und verschlissen wurden. Georg schlug Kluge vor, die Reste der alten hervorragend ausgebildeten Reiterschwadronen aus den Divisionen herauszuziehen und aus ihnen einen von Motorfahrzeugen unabhängigen Verband zu bilden, der entsprechend ausgerüstet an den Brennpunkten im Bereich der Heeresgruppe eingesetzt werden könne. Damit verfüge die Heeresgruppe dann über eine wirkliche Eingreifreserve, und die Kader der alten Schwadronen aus den Friedens-Kavallerieregimentern würden zweckentsprechend eingesetzt.

Kluge überlegte sich Georgs Vorschlag, und am nächsten Vormittag sagte er zu Georg: „Ich habe mir Ihren Vorschlag heute nacht überlegt. Ich bin einverstanden. Gehen Sie zu Tresckow und regeln mit ihm die Einzelheiten.“ Kluge wußte nichts von meinen Gesprächen mit Tresckow, bevor Georg gekommen war. Georg ging nun zu Tresckow, und die beiden waren sich sofort einig. Tresckow schrieb später einmal an Georg: „Nur wenige Minuten haben bei uns genügt, um zu wissen, was wir voneinander zu halten hatten!“ Es entstand und bestand von Stund an ein ungeheures Vertrauen zwischen beiden. Das war die Stunde der Wiedergeburt der Kavallerie, die Geburtsstunde des „Kavallerieverbandes Boeselager“.

Die Aufstellung begann am 1. Januar 1943. Bis zum März waren die ersten vier bis fünf Schwadronen beisammen. Bei ihnen waren ausgezeichnete Offiziere, mit denen man den Teufel aus der Hölle holen konnte. Anfang März wurde klar, daß Tresckows alter Wunsch, Hitler zur Heeresgruppe zu locken, in Erfüllung gehen würde. Schon lange war besprochen worden, daß Hitler bei einem Frontbesuch getötet werden solle, da dann die größte Chance bestand, Hitlers Sicherheits-Kordon auszuspielen. Es war besprochen und bis in alle Einzelheiten durchexerziert, daß Hitler und Himmler, der mitkommen wollte, beim Mittagessen im Offizierskasi-

no der Heeresgruppe durch ein Pistolenattentat getötet werden sollten. Einige Offiziere der Ia-Staffel, u.a. Oberst von Kleist, Oberleutnant Schulze-Büttger und einige Offiziere des Reiterverbandes Boeselager, so beispielsweise Rittmeister Schmidt-Salzmann, wollten das Attentat unter Georgs Führung ausführen.

Ich selbst sollte Anfang März eigentlich die I. Abteilung im neu aufzustellenden Kavallerieregiment Mitte übernehmen. Wegen Hitlers bevorstehendem Besuch – er kam am 13. März – blieb ich aber noch bis Ende März Ordonnanzoffizier bei Kluge.

Kluge war eingeweiht worden. Er hatte grundsätzlich zugestimmt. Erst als feststand, daß Himmler nicht mitkommen würde, untersagte Kluge das Attentat. Er fürchtete einen Bürgerkrieg zwischen Heer und SS, wenn Himmler am Leben bleiben würde. So wurde das Attentat, das genauestens vorgeplant wurde – jeder wußte, wo er hereinkommen oder sitzen mußte – abgesagt. Als zusätzliche Sicherung war noch die damalige 1. Schwadron des Reiterverbandes als Straßensicherung unter ihrem hervorragenden Chef, Oberleutnant König, eingesetzt. Sie sollte offiziell die Straße zwischen dem Flugplatz und dem Hauptquartier Kluges sichern. In Wirklichkeit war besprochen und vorgesehen, daß die Schwadron Hitler festnehmen sollte, wenn aus irgendwelchen Gründen das Pistolenattentat scheitern sollte.

Bei uns allen war die Enttäuschung nach Hitlers Heimflug groß. Ich spüre in der Erinnerung noch die gespannte Atmosphäre, als Hitler mit seiner Begleitung zu uns in die Baracke kam. Während drinnen in Kluges Arbeitszimmer „Große Lage“ war, schlief der widerliche Hitlersche Leibarzt, Professor Morell, mit offenem Mund in unserem kleinen Wartezimmer, in das wir unangenehme Gäste abschoben. Als die Besprechung zu Ende war und wir dann ins Kasino gingen, wo das Attentat geplant gewesen war, war es mir kaum möglich, einen unbeteiligten Eindruck zu machen. Die Spannung war fast unerträglich und dieser Tag ein Tag größter Enttäuschung.

## **Am 20. Juli 1944**

Anschließend übernahm ich die I. Abteilung im Kavallerieregiment Mitte. Der Reiterverband Boeselager war auf Befehl der Heeresgruppe vom 1. April 1943 an zu einem Regiment aufgestockt worden, das aus drei Kavallerie-Abteilungen, Artillerie, Pionieren, Panzern und Sturmgeschützen bestehen sollte. Wir waren zum „Versuchstruppenteil“ gemacht worden und sollten u.a. verschiedene Sprengstoffe in ihrer Wirkung vergleichen und erproben. Da ich als Leutnant im Frieden eine Pionierausbildung in Höxter gehabt hatte, wurde meine Abteilung mit diesen Sprengstoffversuchen beauftragt. Für diesen Zweck bekamen wir russischen, polnischen, ungarischen und auch englischen Sprengstoff zugeteilt. Normalerweise gab es nur deutschen oder russischen Sprengstoff an der Ostfront. Es wäre ja auch unsinnig gewesen, russischen Sprengstoff nach Frankreich und französischen nach Rußland zu transportieren.

Kurze Zeit, nachdem ich die I. Abteilung übernommen hatte, kam Hauptmann Betermann, der Chef unserer Panzerkompanie, zu mir. Er trat völlig verstört in mein Zimmer und sagte mir, er sei zwei Tage im Urlauberszug aus Deutschland zusammen mit SD-Leuten (Sicherheitsdienst der SS) gefahren, die sich gerühmt hätten,

im Bereich der Heeresgruppe Süd 250.000 Juden umgebracht zu haben. Nun seien sie in den Bereich der Heeresgruppe Mitte versetzt worden, um auch diesen „judenrein“ zu machen. Die SD-Leute hätten viel Alkohol bei sich gehabt und in allen Einzelheiten geschildert, wie sie alles gemacht hätten.

Heute wissen wir um diese Geschehnisse. Damals wußten wir das im einzelnen nicht. Bettermann war ganz erschüttert, wie sie sich mit grauenhaften Einzelheiten gebrüstet hatten, und kam zu mir, um sich auszusprechen. Ich rief Georg an und sagte ihm: „Ich muß sofort zu Kluge!“ Georg fragte: „Was ist denn los?“ Ich sagte zu ihm: „Herr Major, das melde ich später, es hat nichts mit dem Regiment zu tun!“ „Gut, fahr“ antwortete er und hatte schon an meiner offiziellen Anrede gemerkt, daß da etwas Wichtiges im Gange sei.

Ich bin dann zu Kluge gefahren und wurde auch sofort vorgelassen, da ich ja noch kurz zuvor bei ihm selbst Ordonnanzoffizier gewesen war. Ich meldete ihm alles, was Bettermann gesagt hatte, und er entließ mich mit den Worten: „Gehen Sie sofort zu Tresckow, das muß unterbunden werden.“ Ich ging zu Tresckow und berichtete ihm den Vorgang. Ich konnte mich bei meiner Meldung auf Bettermanns Aussage absolut verlassen, da ich ihn in der Zwischenzeit schon kennengelernt hatte. Danach fuhr ich zum Regimentsstab und meldete Georg, was sich ereignet hatte.

Die Heeresgruppe glaubte Bettermanns Meldung, und Tresckow ließ einen Befehl an alle Ortskommandanturen herausgehen, in dem das Sammeln und Versammeln russischer Zivilisten verboten wurde, wann und wo immer das geschehe, und daß der Heeresgruppe umgehend Meldung von solchen Vorhaben zu erstatten sei.

Soweit ich weiß, sind daraufhin im Bereich der Heeresgruppe Mitte keine Juden erschossen worden. Bei meinem Besuch 1985 im Archiv der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem wurde mir dies bestätigt. Aber ich und wir alle vom Stabe der Heeresgruppe wußten wieder einmal, was hinter dem Rücken der deutschen Soldaten geschah.

General Stieff, ein Freund Tresckows im OKH, war Chef der Organisations-Abteilung und hatte uns bei der Aufstellung des Regiments tatkräftig geholfen. Stieff besann sich wohl eines Tages darauf, daß wir den englischen Sprengstoff hätten. Jedenfalls bekam ich eines Tages von Georg die Order, einen Teil des Sprengstoffes Stieff persönlich zu überbringen.

Ich packte den Sprengstoff mit den entsprechenden Zündern in meinen Koffer und flog mit der Kuriermaschine zum OKH. Es war abgemacht, daß Stieff mir einen Offizier mit einem Auto ans Flugzeug schicken würde, da ich wegen meines lädierten Beines den schweren Koffer schlecht schleppen konnte. Als ich aus der Maschine stieg, war kein Mensch da, um mich abzuholen. Also ging ich mühsam mit dem Koffer über den großen Platz. Mehrmals kam ein Gefreiter, um mir den Koffer abzunehmen. Doch ich traute mich nicht, den Koffer abzugeben, da ich glaubte, jeder müsse merken, daß er schwerer als ein normaler Koffer sei. Als ich über den halben Platz gegangen war, kam schließlich das Auto und brachte mich zu Stieff. Dieser war gerade in einer Besprechung, und ich ging in der Wartezeit in das WOKI, ein Tag und Nacht durchlaufendes Kino im OKH. Es wurde „Das Bad auf der Tenne“, eine Humoreske, gezeigt. Aber ich habe nicht sonderlich auf das Stück achtgegeben, sondern nur immer aufgepaßt, daß keiner von den ständig wechselnden Zuschauern an meinen Koffer stieß. Endlich kam jemand und rief mich zu

Stieff herein. Ich übergab ihm mit vielen Grüßen von meinem Bruder den Koffer und verließ bald wieder das OKH.

Nach dem Krieg habe ich das weitere Schicksal meines Koffers erfahren: Stieff fuhr kurze Zeit nach der Kofferübergabe in Urlaub und übergab dem Adjutanten des Generals der Osttruppen, General Köstring, dem damaligen Oberleutnant Hans („Johnnie“) Herwarth von Bittenfeld den Koffer zur Aufbewahrung (Herwarth war nach dem Krieg deutscher Botschafter in London und Staatssekretär bei Bundespräsident Lübke). Er versteckte den Koffer unter seinem Bett.

Köstring und er wohnten damals beide in der „Jägerhöhe“ nahe dem OKH. Dies war eine Baracke, in der die banat-deutschen Mädels, die dort putzten, jeden Tag die Zimmer an einer Gangseite reinigten, heute die linke, morgen die rechte. Wenn Herwarths Zimmer geputzt wurde, schob er den Koffer unter Köstrings Bett, der auf der anderen Gangseite wohnte. Am Abend holte er dann wieder den Koffer zu sich. Herwarth hatte Köstring das gesagt, was Stieff ihm bei der Kofferübergabe gesagt hatte: „Schauen Sie nicht in den Koffer, der Inhalt ist zu heiß!“ So lag der Koffer längere Zeit unter beiden Betten.

Kurz vor dem 20. Juli 1944 erbat sich Stieff den Koffer und nahm einen Teil des Sprengstoffes heraus und gab dann den Rest Herwarth wieder zur Aufbewahrung. Wäre dieser englische Sprengstoff vor oder nach dem Attentat jemals gefunden worden, so wäre der Verdacht wohl kaum auf uns im Osten gefallen.

In der Zwischenzeit war Tresckow, der beim Stabe der Heeresgruppe Mitte la gewesen war, Chef des Stabes bei der 2. Armee, der südlichsten Armee der Heeresgruppe, geworden. Kurz vor seiner Versetzung hatte er noch das in der Zwischenzeit zu einer Brigade vergrößerte Kavallerieregiment Mitte zur 2. Armee verlegt, um „sein Regiment“ in der Nähe zu haben. Georg war im Herbst 1943 mit mir verwundet worden und humpelte in den Wochen vor dem 20. Juli 1944 beim Armeestab herum.

Kluge, der im Herbst 1943 schwer mit dem Auto verunglückt war, wurde Anfang Juli 1944 Oberbefehlshaber West mit Sitz in Paris. Ihm unterstand damit die gesamte Westfront. Das geplante Attentat stand dicht bevor, und es war für die Verschwörer von entscheidender Bedeutung zu wissen, wie jetzt, 1944, Kluge zu einem Attentat stünde und ob er vielleicht sogar bereit sei, nach der Invasion der Normandie im Westen zu kapitulieren und damit das Kriegsende zu beschleunigen.

Georg wurde von Tresckow zu Kluge geschickt mit dem Auftrag, dies alles zu klären. Um Georgs Flug nach Paris zu tarnen, wurde unser gemeinsames, sehr gutes Rennpferd „Lord Wagram“ nach Paris gebracht, um in Longchamps zu laufen, und damit hatte Georg einen Grund, nach Paris zu fahren. So etwas war 1944 noch möglich!

Georg sollte Kluge nahelegen zu kapitulieren, da sonst, das war Tresckows Beurteilung der Lage, der Krieg sich noch ein Jahr hinschleppen und Deutschland den Russen preisgegeben würde. Georg erklärte sich bereit, für die Kapitulationsverhandlungen nach London zu fliegen. Kluge lehnte das Angebot ab mit der Begründung, er habe keinen zuverlässigen Piloten, der Georg nach England zu Verhandlungen bringen könne, und außerdem sei eine Kapitulation nicht erforderlich, da die gesamte Westfront in Kürze zusammenbrechen wer-

de. Verbittert über Kluge fuhr Georg zurück. Er hatte von ihm mehr Entschlußfähigkeit und Tapferkeit erwartet.

Kaum zur Armee zurückgekehrt, sagte er mir, das Attentat im Führerhauptquartier stünde kurz bevor, und ich solle zur Sicherung der neuen Regierung in Berlin 1200 Mann – also sechs Schwadronen – aus der Front vorsichtig herausziehen, die dann unter meiner Führung nach Berlin geflogen werden sollten.

Er selbst, Georg, werde nach dem Attentat in Berlin einen Verband führen, bestehend aus meinem Regiment und einem Regiment unserer Nachbardivision – auch dieses sollte nach Berlin geflogen werden. Er selbst bleibe bis zum Attentat beim Stabe der 2. Armee, bei Tresckow.

Um den 14. oder 15. Juli herum wies Georg mich an, die Verlegung vorzubereiten. Es war kein eigentlicher Befehl, denn Georg war damals noch nicht unser Brigadekommandeur, sondern ohne direktes Kommando beim Stabe. Insofern handelte ich auf eigene Faust, aber natürlich wäre ich, wenn nötig, von Tresckow gedeckt worden. Georg hatte mich schon Wochen zuvor angewiesen, „im Ernstfall“ nach Möglichkeit mit sechs kriegsstarke Schwadronen abzurücken. Da sowohl die Attentatsplanung als auch die Gefechtslage der 2. Armee nicht vorhersehbar waren, sollte ich die Einzelheiten selbst regeln.

Denn die normale „Hierarchie“ – die mir vorgesetzten Kommandeure des Regiments und der Brigade – waren zu diesem Zeitpunkt ausgeschaltet: die einzelnen Abteilungen (die 3. Kavallerie-Brigade hatte zwei Regimenter zu je zwei Abteilungen) waren in den schweren Nachhutgefechten unmittelbar den einzelnen Armeekorps zugeordnet und unterstellt. Die 2. Armee, die als einzige der Heeresgruppe Mitte nicht von der sowjetischen Sommeroffensive 1944 zerschlagen war, ging als wandernder Kessel zurück.

Der Quartiermeister (I b) der Brigade, Rittmeister Gigas, war andeutungsweise orientiert und sollte uns Großraum-LKWs zuführen, die der Heeresgruppenstab zur Verfügung stellte. Die Lastwagen waren zu einem Sammelpunkt in Konopka bestellt, wohin unsere Schwadronen reiten sollten. Die Pferde sollten dort bleiben, die abgessenen Kavalleristen mit den Lastwagen zu einem Feldflugplatz fahren, dessen Name mir entfallen ist. Wir würden nach Berlin-Tempelhof fliegen, und ich hatte Karten von Berlin erhalten, um dort führen zu können.

Bereits am 15. Juli löste ich Teile meiner Abteilung aus der Front heraus – etwa 200 Mann – und schickte sie nach hinten, um sie für den Berlin-Einsatz griffbereit zu haben. Dem Brigade-Adjutanten meldete ich diese Soldaten kurzerhand als Verluste. Ich hatte dann nach dem Scheitern des 20. Juli große Schwierigkeiten, diese Männer verpflegungsamtlich wieder „lebendig“ zu machen, denn die Verpflegungsstärke der Schwadronen mußte ja regelmäßig gemeldet werden. Zwar kam es vor, daß einzelne Vermißte wieder auftauchten, aber gleich 200? Auf die hartnäckigen Nachfragen des Brigade-Adjutanten, die das ganze Geheimunternehmen an den Tag bringen und mir sehr gefährlich werden konnten, antwortete ich schließlich, wir hätten uns neulich mit einer Null vertan und statt 20 Vermißte 200 gemeldet.

Die geschlossenen Schwadronen, nämlich die 1. bis 4. meiner (I.) Abteilung und die 6. und 8. der II. Abteilung meines Regiments, wurden am 18. Juli nach einer Ruhepause und dem Empfang von Munition und Verpflegung nach Westen in Marsch gesetzt. Ich blieb zunächst an der Front, nämlich bei den letzten Teilen der

kavalleristischen Nachhut, die noch in schwere Gefechte verwickelt war. Als wir dann ostwärts Brest-Litowsk unseren Kampfauftrag erfüllt hatten, die Infanterie wieder in festen Stellungen war, wurden wir durch die Front zu neuer Verwendung abgezogen. Auf meinem letzten Gefechtsstand erreichte mich am 18. Juli, einige Stunden nach dem Abmarsch der Berlin-Schwadronen, Georgs Nachricht: Auf nach Berlin. Ich fuhr den nach Westen reitenden Schwadronen nach und hatte sie mit dem Auto in der Nacht zum 19. Juli schnell erreicht.

Weiter ging es im Gewaltritt den ganzen Tag und die ganze Nacht nach Westen. Ich begleitete die Abteilung teils im Sattel, teils erkundete ich mit dem Auto die Wege. Georg war zu uns gestoßen und schleuste die ersten drei Schwadronen durch Brest-Litowsk – mit einigen Schwierigkeiten, denn die Stadt war zum „festen Platz“ erklärt worden. Damit hatte der Festungskommandant das Recht und die Pflicht, keinen Soldaten herauszulassen. Ich leitete deshalb die letzten drei Schwadronen um Brest herum.

Nur wenige der Schwadronschefs wußten, daß wir in Berlin eingesetzt werden sollten. Dort sollten wir ja erst nach einem geglückten Attentat eingreifen. Dann wäre der an Hitler bindende Eid hinfällig gewesen. Ich bin fest überzeugt, daß die Reiter uns dann bedingungslos gefolgt wären. Es war viel zu gefährlich, die Offiziere über das unbedingt Erforderliche hinaus einzuweißen. Die Rache der Nazis wäre furchtbar gewesen. Natürlich haben einige doch „etwas gerochen“.

Lassen wir einen Zeitzeugen zu Wort kommen, den Chef der 6. Schwadron, Rittmeister Alexander Frevert-Niedermein, später Generalmajor der Bundeswehr. Er war in die Verschwörung nicht eingeweiht und schreibt später (1989 in einem mir vorliegenden Manuskript) folgendes über diesen Ritt:

„Mit meiner Schwadron ... hatte ich am Morgen des 18. Juli als Nachspitze der II. Abteilung ... den Kanal bei Horedes überschritten. Überraschend erhielt ich dort den Befehl, einen kurz zuvor empfangenen Einsatzauftrag nicht auszuführen. Vielmehr hatte ich mich mit meiner Schwadron nach nur wenigen Stunden der Auffrischung und Erholung sowie personeller und auch materieller Verstärkung – auf rund 300 Mann/320 Pferde – noch am gleichen Nachmittag einen Marsch Richtung West anzutreten. Der Auftrag lautete: zügiger Marsch in Richtung Brest-Litowsk ohne verzögernde Aufenthalte.“

Auch am Abend und in der Nacht 19./20. Juli wurde der Marsch ... mit weithin nur kürzesten Versorgungshalten fortgesetzt. Übermüdete Reiter rutschten mehrfach in dieser zweiten Nacht – sogar im Trabe eingeschlafen – aus dem Sattel. Nach ... 200 km in rund 36 Stunden erreichten wir am 20. Juli gegen 3.00 Uhr ... den Ort Lachowka ...

Befehle zur Umgliederung und zur Vorbereitung auf einen LKW-Transport folgten. Für zurückbleibende Teile wurde ‚1 Mann/10 Pferde‘ befohlen – gegenüber sonst ‚1 Mann/4 Pferde‘ bei normalem ‚Absitzen zum Kampf‘ – eine wesentlich erhöhte Kampf- und Einsatzstärke also. Wie wir erst sehr viel später erfuhren, war LKW-Transport bis zu einem Feldflughafen vorgesehen und vorbereitet. Von dort sollte der Flug nach Berlin erfolgen.“

Irgendwann am Nachmittag des 20. Juli 1944 kam der Obergefreite Rethel, der Melder meines Bruders, und gab mir einen Zettel mit der Aufschrift: „Alles in die

alten Löcher.“ Das war das Deckwort für „Attentat nicht ausgeführt“. Jetzt galt es, den Ritt nach Westen abubrechen und so rasch wie möglich wieder ostwärts zu reiten, möglichst ehe unser Sonderritt aufgefallen war.

Es muß den Offizieren schon merkwürdig vorgekommen sein: Erst ritt man in einem Höllentempo nach Westen, und dann hieß es plötzlich „Halt, Kehrtmachen!“, und alles stürmte wieder nach Osten. Es war schon auf dem Hinweg verdächtig gewesen, daß man auf meinen Befehl selbst im Städtchen über das Pflaster traben mußte, was sonst zur Schonung der Pferde strengstens verboten war. Als die Schwadronen plötzlich an einer Straßenecke Georg stehen sahen, parierten sie aus Angst vor einem Rüffel schleunigst zum Schritt durch. Aber Georg rief ihnen zu: „Vorwärts, vorwärts.“ Das hatte es noch nie gegeben. Da mußte etwas Merkwürdiges los sein. Am Abend hörte man von dem mißglückten Attentat und ritt gleichzeitig wieder gen Osten zurück. Hatte das nichts miteinander zu tun? Manche ahnten etwas, aber alle hielten den Mund!

Georg übernahm kurz nach dem 20. Juli die Brigade als Kommandeur. Ich übernahm das Reiterregiment 41 bei der 4. Kavalleriebrigade. Die erste Zeit nach dem Attentat war deprimierend und zermürend. Täglich hörte man von Verhaftungen und Selbstmorden Beteiligten und Freunde.

Georg fiel im August bei letzten, harten Kämpfen an der ostpreußischen Grenze, und erst die Verleihung der „Schwerts zum Eichenlaub des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes“ an ihn und seine Beförderung zum Oberst noch nach seinem Tode ließen bei mir die Hoffnung wachsen, daß die Nazis von unserer Beteiligung nichts wußten. Viele, die von unserer Beteiligung wußten, hatten Selbstmord verübt: Tresckow, Schulze-Büttger, Oertzen, Voss. Die anderen hatten geschwiegen wie Stieff und Schlabrendorff. Letzteren hatte man noch wegen uns schwer gefoltert, aber er hatte trotz aller Folterungen durchgehalten.

Henning von Tresckow tötete sich mit einer Gewehrgranate am 21. Juli an der Front. Fabian von Schlabrendorff vermittelte uns folgende Worte Tresckows aus der Nacht vor seinem Tode: „Wenn einst Gott Abraham verheißen hat, er werde Sodom nicht verderben, wenn auch nur zehn Gerechte darin seien, so hoffe ich, daß Gott auch Deutschland um unsertwillen nicht vernichten wird. Niemand von uns kann über seinen Tod Klage führen. Wer in unseren Kreis getreten ist, hat damit das Nessushemd angezogen. Der sittliche Wert eines Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugung sein Leben hinzugeben.“